

Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 48 (1907)

Artikel: Das schwache Geschlecht : eine Geschichte aus dem Volke
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1007942>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das schwache Geschlecht.

Eine Geschichte aus dem Volke.



I.
Das
Nägenmattli.

Das ist nun einmal
sicher und ge-
wiß", sagte
das Bethli zu
seiner Schwe-
ster, dem Mili,
„den Halden-
peter stellen

wir nie mehr zum Heuwärchen an und wenn's
mit Zübern appeschüttet. Der hat mich genug
ertaubt mit seinem ewigen Wyren und Tampen
und Umensylchen. Schon längst hätten wir fertig
geheuget, wenn er zur rechten Zeit daran ge-
gangen wäre, der Tampi."

So äußerte sich das Bethli in der Bach-
matt, nachdem es die acht Tage alten Schochen
verzettelt und auseinander geworfen hatte.

„Warum hast du ihn angestellt?" erwiderte
etwas unwillig die ältere Schwester. „Du weißt
ja, daß er vom Schaffen keine Blattern bekommt
und daß es ihm im Schatten am wohlsten ist." „Ich
habe ihn nicht angestellt, das weißt du wohl.
Daran ist die Mutter schuld; sie hat am Peter
den Narren g'fressen."

„Lieber gar keinen Arbeiter, als so einen,
der nur beim Essen ein pareter ist und dem
jede Handrecke zu viel wird. — Aber von dem
gilt das Sprüchlein:

Wer im Heuen nid gablet
Und beim Wärchen nid zablet,
Und im Herbst nid frueh ufstahd
Cha luege wie's ihm im Winter gahd.

S'ist halt eben ein mißratener Student und
die sind keinen Pisserling wert, nur zu brauchen,
wenn sie das große Wort führen und die Leute
ausmachen können."

„Du bist heute nicht guot aufgelegt,

Schwester!" entgegnete das Mili. Darauf das
Bethli: „Es ist nicht zu verwundern bei dem
ewigen Regenwetter und wenn man nebenbei
nichts als Ehyb und Verdruß hat. Und be-
trogen und beschiffen wird man auch an allen
Ecken und Enden, hinten und vornen." „Bist
selber schuld, daß wir so übel dran sind; warum
haben wir nur Weibervolsch im Hause und warum
willst du nicht heiraten!"

„So, so, kommst du mir so!" rief jetzt das
Bethli voll Unwillen und stellte die Gabel bei
Seite. „Warum hast du nicht geheiratet; bist
du nicht älter als ich? Hättest du den Peter
genommen, da hättest du den Rechten gebreicht
der hätte dir dann schon dein Heimeli g'werchet."

Das Bethli hatte sich in den Eifer hinein-
geredet und es war gut, daß seine Schwester
mildere Saiten aufzog und sie zu beschwichtigen
suchte. Die Beiden lebten ja sonst im besten
Frieden und hatten nie ein ungerades Wort mit
einander, sobald aber vom Peter die Rede war,
war das Bethli im Döldeli oben.

Peter war der einzige Sohn der Nachbarin,
der Haldenfrau — die Leute nannten sie ge-
wöhnlich nur den „Haldenchlepf." Sie führte
das Regiment im Hause, ihr Mann war etwa
zwei Duzend Jahre jünger als sie und gewohnt
im Hause die Magd zu machen. Wie froh war
er daher, wenn er auf die Alp gehen und dort
seine 13—14 Rüche sommern konnte, wie es
andere kleinere Bauern auch taten. Ihr Einziger
und ihr Alles aber, das war der Peterli. Schon
früh hatte die Chlepf ausgemacht, daß er geistlich
werden müsse. Zwei Jahre war er schon in der
gleichen Klasse gefessen, stand wie ein Goliath
unter den Erstkläßlern und stagelte und gackerte
an den deutschen und lateinischen Buchstaben
immer noch gleich distig herum. Endlich fand er
es doch für ratsamer, den Gelehrtenberuf aufzu-
stecken und seinem Vater als Großbauer an die
Seite zu stehen. Als die Chlepf den Plan ver-
eitelte sah, daß Peter einst „ein Heer" werde, da
kam sie auf den Gedanken ihren Einzigen später-
hin zum glücklichen Ehemann zu machen und so
das Gütchen in der Bachmatt zu erwerben. Daß

die beiden Mädchen dort nicht ohne Geld waren, das wußte die Ehlepf ganz genau und daß das Mili nicht heiraten werde, schien ihr eine ausgemachte Sache, es war dafür zu alt und zu wenig acherig. Dagegen aber setzte die Ehlepf ihre Hoffnung auf's Bethli und suchte es auf alle mögliche Weise anzuziehen und besonders die Mutter zu gewinnen. Die Mutter, die Bachmattli-Theres, war aber eine eigene Frau, nicht recht im Kopf, wie die Leute sagten und grüseli eischyrig. Die Meitschi konnten sie daher nicht recht leiden. Als der Vater gestorben war, machte sie im Häuschen Alles z'hinterläß und richtete Alles untereinander. Obwohl sie von der Haushaltung schier nichts verstand, so wollte sie doch überall Meister sein und ging ihr etwas läß, so sprang sie zur Nachbarin, der Ehlepf und fragte sie um Rat. So hatten die Meitschi gemeint, das Gras sei nachen zu mähen, aber die Mutter sagte, es sei noch nicht zeitig, die Nachbarin traue dem Wetter nicht und der Peterli meine, es sei kein Schohn. Was der Peterli nicht wollte und wozu die Ehlepf nicht beistimmte, das wollte die Bachmattli-Theres auch nicht.

So kam es, daß die Leute schon verheuet hatten, als die Bachmatt acht Tage lang an den Schochen lag und das Gras schon fingerhoch aus dem Boden schaute.

Die Sonne hatte endlich mit der Bachmatt, die man auch Regenmatt nannte, Erbarmen. Sittig heiß braunte sie auf den Erdboden nieder und das Bethli sagte beim Zunachten: „es fängt schon an zu wetterleichen und die Hühner wollten heute gar nicht zu Bett. Der Dimmerföhn ist im Anzug und im Keller drunten sind die Streuschübel feucht und naß. Wenn wir bis morgen unsere Schocheli nicht rechtzeitig hineinbringen, dann ist unser Heustock heuer fein größer.“

Am andern Morgen pöperlete das Mili schon früh am Burmeter, es wollte dem Wetter gar nicht trauen. Durch's Land her fing es an zu sacken und den Bergen entlang stiegen da und dort die Nebel auf, die bald wieder verschwanden. Am Morgen schon sticht und blendet Sonne. Die Spiren fliegen kreuz und quer über den Boden, kein Lüftchen regt sich. „Es droht ein Gewitter“, sagte das Bethli, „Bremsen und Fliegen stechen wie wild.“

„Wir wollen z'frieden sein, wenn wir die paar Burdeli noch rechtzeitig unter Dach bringen. — Das giebt mir einen vornehmen Heustock,

wenn wir nicht besser zum Sachli luegen, dann ist bald aufgehirtet,“ jammerte das Mili.

„Da wird der Herr Student wahrscheinlich den Heustock ausrechnen, meinst du nicht auch?“

„Aber kommod wär's schon,“ wagt das Mili einzuwenden, „wenn wir das Heu gleich in der Nachbarschaft hirtten könnten.“ —

„Mierah, kommod oder nicht kommod, mit dem Peter wollen wir nun einmal nichts zu tun haben, punktum.“

„Aber Schwester Bethli, du hast der Mutter versprochen —“. „Versprochen hin, versprochen her,“ schnauzte das Bethli. „Die Mutter geht die Sache nichts an, wir sind nicht gevogtet, weißt. — Aber los — was ist das, hörst du's nicht, hat's nicht gedonnert, — und es wetterleuchtet über den Berg herüber? He, he, hörst du's, noch einmal.“ „Wir müssen auf rücken haben, Mili, ruf der Mutter, dem Peter und seinem Vater, den Nachbarleuten.“

Mit diesen Worten verläßt das Bethli eiligst das Haus, um den Haldenpeter herbeizurufen; das Mili aber jastet nach dem Rechen und springt hinter das Haus, indem es der Mutter zum Küchenfenster nachruft: „Mutter, es donnert, kommt g'schwind — ruf' den Nachbarleuten.“

„Wo ist der Peter!“ gelst inzwischen Bethlis Hilferuf. „Kommt doch gleitig, es wetterleicht, und donnert schon, in einer Viertelstunde haben wir Regen.“ „Wir kommen ja,“ schmerzt die Haldenfrau, „wir kommen ja. Der Peterli ist im Gaden, er kommt gleich.“ Bethli eilt der bedrohten Matte zu und Mili rächet schon in voller Hast die Maden zusammen. Grollend rollt der Donner immer näher. Zornigen Blickes schaut das Bethli sich nach dem saumseligen Peter um; langsam schlorpet dieser vom Gaden her, nicht ohne sich zuerst behutsam umzusehen und nach dem drohenden Gewitter zu schauen.

Die Schwestern in der Bachmatt janken und zappeln, auch die Mutter hat den Rechen ergriffen und die Ehlepf ist eben daran, sich auch an die Arbeit zu machen. Da naht unerwartet in aller Eile willkommene Hilfe.

Es ist der Bielacherfranz, der vom nahen Rain heruntereilt, um die Heuleute zu unterstützen. Neuer Mut belebt die Heuer, die Rechen fliegen den Weibern aus der Hand und Maden auf Maden rauschen zusammen. Sogleich greift der Franz tüchtig an, mit wuchtigen Armen packt er die Heugabel, wirft Arfel auf Arfel, schon steht die Burdi bereit. Jetzt schnürt er das

Heuseil und der Burdisack fliegt ihm auf den Kopf. Darauf dreht er die Burdi zurecht, packt im Schwick von rückwärts das Seil, ein Ruck und ein Stoß und Franz steht auf den Beinen. Sofort ist das Bethli bei der Hand und rupft das abstreifende Heu an der Burdi zurecht. Noch ein Gump und leichten Fußes eilt Franz dem Gädeli zu.

Inzwischen hat sich auch der Peter geregt. Langsam schlampet er durch die Maden und besinnt sich, wo er die Gabel in die Heuhaufen stecken will. Endlich hat er ein paar Schibel beisammen — aber der Franz ist schon wieder bereit, das Heuseil auf's neue zu binden.

Nun ist die Arbeit im vollen Gange. Immer schneller leuchten die Blitze, immer dunkler wird der Himmel. Alles regt sich und jastet, selbst die alte Mutter gispelt und zappelt und die Haldenfrau gabelt drauf los, während der Vater seinem unerfahrenen Sohne mühsam auf die Beine hilft.

„G'hehd ihr das Wüchli dort oben,“ ruft das Bethli, „s'chunt'm.“ Schon fallen einzelne Tropfen, breit wie Bächen auf den Weg. Ein Windstoß segt die Gassen und rüttelt die Bäume. Dicker Nebel flutet heran, von Blitzen durchzuckt. Der strömende Regen peitscht die Matten, es poltert und kracht in den Flüssen. Die Bäche rasen und tosen und wälzen sich schäumend ins Tal. Die letzte Burdi ist auf der Brügi und die Heuerleute rasten unterm sichern Dach.

„Gottlob“, sagte das Bethli, „für dies Jahr sind wir fertig“ und wischte den Schweiß von der brennenden Stirne. „Mili, gelt jetzt haben die Leute ein Most und das Z'abed verdient.“

„Es hat uns heiß gemacht,“ sagt der Peter.

„Ja heiß, trotz dem Regenmattli,“ entgegnete der Franz.

II. Frau, schau, wem?

Immer eischyriger wurde die Mutter sie muderlte und gruchsete in einem fort. Schier nichts war ihr am rechten Ort, am rechten Täschi. Als das Bethli davon sprach, man müsse doch suchen zur rechten Zeit das Heu zu verkaufen, da wurde die Theres ganz furibund und meinte, es pressiere noch gar nicht so und im übrigen habe sie bereits mit der Nachbarin geredet. Das Mili sei zufrieden und das Bethli, der Gaags, brauche nicht immer alles zu kommandieren und in alles hineinzureden. Ein

solcher Heustock sei immer noch zu haben und der Peterli habe selber gesagt: „föttigen Mist bekomme man g'nug zu kaufen.“

Man kann sich vorstellen, wie das Bethli ob solchem Reden erlaubete und vor Aerger schier verspritzte. Aber was wollte es machen, der Haldenbauer kaufte das Heu in der Bachmatt und zwar gern genug, weil er Mangel hatte und die Heupreise hoch standen. Zum Abführen bezahlte er natürlich auch einen geringeren Preis.

Um Dreikönigen herum fuhr der Haldenbauer mit einem Teil seiner Rüche in die Bachmatt zum Hirten. Dem Peter hatte die Mutter Instruktionen gegeben, wie er die Sache angattigen solle, um beim Bethli gut Wetter zu machen. Er strich demselben überall nach, wo er konnte und dußete ihm auf. Kam er in's Haus, besonders in die Rüche, so hatte er immer etwas zu tampen und zu schnaufen, bald nach diesem, bald nach jenem zu fragen und etwas umenzmieden. Das Bethli ging ihm aus dem Wege wo es nur konnte, schickte das Mili, wenn es etwas im Gaden zu tun hatte und war nirgend's zu sehen, wenn der Peter nach ihm suchte.

Die Mutter kam selten mehr aus dem Hause. Um so häufiger ging die Chlepf zu ihr



Neuer Mist belübt die Heuer.

auf Besuch und hechelte mit ihr die Leute durch. Am Sonntag nachmittags kam die Haldenfrau mit dem Peter auch wieder einmal und lud die Nachbarnsleute ein, mit ihnen zu spielen. Das war der Mutter recht und sofort wurde ein Faß veranstaltet, das Bethli sollte auch mithalten. Dieses wollte aber absolut nicht dabei sein und spannte das Mili an. Es müsse noch in's Dorf und hätte allerlei zu tun. „Wie wär's," sagte die Ehlepf, „wenn wir morgen oder sonst an einem Tage eine Nidel ausjaßen würden, wir wären dann alle hübsch beisammen.“ „Ist mir auch recht," sagte die Mutter, „das Bethli könnte dann grade noch Räbuchen holen und wir so miteinander einen lustigen Abend verleben.“

Am andern Tag war der Peter nach dem Hirten mit dem Kesseli schon parat und die Nidel zum Schwingen gerüstet. Frau Ehlepf hatte Birenweggen und allerlei Süßigkeiten im Ehörbli und der Vater in der Haldenmatt sollte beim Schmause auch nicht fehlen.

„Wo ist das Bethli?" fragte Mutter Theres. „Es ist näiwe nid recht zwäg," gab das Mili zur Entschuldigung. „Macht doch keine Glausen," murkte die Mutter, „uf der Stell ruf dem Bethli, es solle aus der Laube appenkommen.“ Aber die Gerufene erschien nicht und die Türe blieb verriegelt. —

Die Nidel, welche die Mutter mit den Leuten in der Haldenmatt ausgespielt hatte, war die letzte, die für sie geschwungen wurde. Der trockene Husten, von dem sie schon längere Zeit geplagt wurde, setzte ihr immer mehr zu. Atembeschwerden stellten sich ein, auch das Bewußtsein fing an zu leiden, die Mutter mußte sich zu Bette legen und gegen Abend stiegen die die Fieber. „Wir wollen den Doktor holen und den Geistlichen," sagte das Bethli am andern Morgen, „die Mutter will mir nicht recht gefallen.“ Die Besorgnis war nur allzubegründet und bevor der Tag zu Ende war, hatte ein Schlagfluß das Leben der Mutter geendet.

Nun standen die beiden Schwestern ganz allein und sie fühlten es auf's Neue, daß ihnen der Vater schon entrissen war, denn leider hatten sie auch an der Mutter die Stütze nicht befaßen, derer sie bedurften. Es fehlte ihnen der Mann, das Haupt der Familie. Mitten im Kampfe ums Dasein, mitten in den Sorgen des Lebens war die Aufgabe für Frauen eine doppelt schwere und dreifach galt ihnen die Mahnung: Trau, schau, wem.

Daß die Schwestern in der Bachmatt ihren frühern Heuer nicht mehr anstellen würden, daran hatte nun auch das Mili keinen Zweifel mehr, zumal, da es dem Peter eingefallen war, mit dem Vater auf die Alp zu gehen und seine paar Kühe zu sommern. Vielleicht mochte ihn auch die Aussicht locken, Aelperbeamter zu werden und an der Aelperkilbi den Fahnen zu schwingen.

Ein Gehilfe zum Heuen war den Schwestern notwendig. Mili dachte an Franz auf'm Bielacher. Bethli hatte den gleichen Gedanken und glaubte dem Franz unbedingt trauen zu dürfen, die Sache hatte aber ein Häckli und es war genötigt, seiner Schwester ganz im Vertrauen eine Mitteilung zu machen, von der es bisher das tiefste Stillschweigen beobachtet hatte.

Franz war früher bei einem sehr tüchtigen und braven Bauern gewesen, hatte ihm viele Jahre gedient und so dessen besondere Gunst erworben. Es traf sich, daß Bethli hie und da die Tochter dieses Bauern besuchte und daß Franz im Stillen eine große Zuneigung zu demselben faßte. Lange hielt er diese Liebe verborgen, endlich verriet er seine Herzensangelegenheit dem Bauer und bat ihn um seinen Rat. Der Hausherr, welcher den braven, jungen Mann sowohl wie das Bethli kannte und das Glück der Beiden zu machen wünschte, schrieb dem Bethli einen Brief, der höflich, aber entschieden abgewiesen wurde. Einige Zeit nachher starb der brave Bauer und da dem Franz die früheren Verhältnisse nicht zusagten, so trat er aus dem Dienste und kaufte aus dem ersparten Gelde den Bielacher. Da nun Bethli fürchtete, Franz möchte seinen Heiratsantrag wiederholen, so war es bei seiner bekannten Abneigung gegen das Mannenvolch immer etwas zurückhaltend, auch gegen Franz, obwohl es von dessen ehrlichem und bravem Charakter überzeugt war. Was war nun zu tun?

„Vom Heiraten ist bei mir keine Rede," sagte das Bethli ganz entschieden. „Der Franz ist mir lieb und recht und er ist ein braver Mensch und wenn ich einen nehmen wollte, so wäre er mir der Rechte, aber ich heirate nun einmal nicht und bleibe ledig.

„Im stillä Wasser
Schwimmt d' Fisch,
Wie wohl isch äne Mäitli,
Wenn's ledig isch.“

„Recht hast du," entgegnete das Mili.

„Und ledig sy
Isch gar e schens Ding,

Und s'Maiteli cha schlafe,
Es briegget e feis Ghind."

Aber der lieb Gott hat nun einmal das Sakrament der Ehe eingefetzt, und wenn alle Leute so reden wollten wie du —"

"Du darfst ja heiraten, ich verwehre es dir nicht," war Bethli mit der Ausrede bereit, "ich habe absolut nichts dagegen." "A pah," brummte Mili ärgerlich, "ich weiß ja schon, daß du mich nur zum Besten halten willst. Bei dir ist's etwas ganz anderes und wer weiß, vielleicht besinnst du dich auch noch einmal. Wir sind nun einmal das schwache Geschlecht und so ganz ohne Hilfe können wir es nicht machen. Wir müssen doch jemanden haben, der uns an die Seite stehen —" "und uns noch erst recht in die Patzche hinein bringen kann, bis wir um Alles kommen." "Wenn man das Bessere nicht hat, muß man mit dem Guten zufrieden sein. Ich denke, es wäre doch am besten, mit dem Belfranz zu reden, er ist ein Ehrenmann, dem wir trauen dürfen. Wenn wir ihm helfen unser Heimeli zu wärchen, so wird er uns nicht anschwindeln." "Das mag sein", entgegnete Bethli, "aber wenn wir mit ihm zusammen arbeiten, so kommt es gleich den Leuten ins Maul und es gibt ein Gerede." "Laß sie doch reden," sagte das Mili, "wer Eier will, muß d'Hühner lah gaggern." "Mierah" entgegnete die jüngere Schwester, "so will ich den Versuch machen und mit dem Franz reden. Aber das sage ich dir ein für allemal, vom Brief, mit dem der Bauer damals hat kuppeln wollen, von dem sagst du mir kein Wort, sonst hast du es mit mir auf immer verheit, das sage ich dir."

Der Sommer kam. Franz besorgte, wie abgeredet, den beiden Schwestern das Heu und es ging über alles Erwarten gut. Das Heu wurde rechtzeitig eingebracht, das Regenmattli hatte seinen Namen verloren, das schönste Wetter herrschte im Heuet, ja der Heustock war dieses Jahr bedeutend größer als fern und die Bachmattmättli waren weiß wie zufrieden.

"Ich habe aber auch das Heu gut vertan," sagte Franz, "und nicht ganze Burdene über die Heubrügi appeng'stützt, um einen möglichst großen Heustock zu bekommen."

Als das Planggenheu gesammelt wurde, da erbot sich Franz den Schwestern zu helfen, besonders an den gefährlicheren Stellen, und sie waren froh darüber. Besonders machten sie die Bemerkung, daß sie auch beim Sammeln in den

Schlinggen mehr Segen hatten als sonst. Die Bachmattmättli waren nicht wenig verwundert, daß das Bergheu so gut ergab. Der Franz lächelte ob dieser Bemerkung und sagte: "Der Peterli hat das Heu gar süßerli weggemäht." "Nicht vergeben", rief Bethli, "jetzt begreife ich es, daß hie und da ganze Bläse verschwunden waren, wo wir das Gras selber abgesichelt oder das Recht gehabt haben, das Gras fortzunehmen. Trau, schau, wem? Jetzt heißt es aufpassen, ich wenigstens habe dem Peter nie getraut und immer gedacht, er sei ein hindscher. Dem klebt noch hie und da etwas an den Fingern, das ihm nicht gehört und wenn der Herr Sohn wieder daheim und nicht mehr auf der Alp ist, dann haben die Nachbarn gute Lustig, das sage ich dir."

Da es den Bachmattmättlen gut ging, so fehlte es nicht an solchen, die besonders mit dem Bethli einen guten Schick zu machen hofften. Bethli stand in den schönsten Jahren, war von gefälligem Aeußeren, hatte gute Manieren und auch einiges Vermögen. Des Uertevogts Thade hatte es schon lange gefragt, mit ihm zu den Aelpen zu gehen, aber das Bethli wollte nicht und sagte, es sei noch immer im Leid. Als der Speckschwarten Sebastian seine Schwester im Muothathal besuchte, richtete sie dem Bethli einen extraigen Gruß aus und verehrte ihm ein Helgili und sagte, es solle ihr hie und da schreiben und öppe die zu ihnen kommen. Auch gab es Gelegenheit, bald für diese, bald für jene eine der beiden Schwestern als Gotte anzustellen und so gab es Anlaß genug für's Bethli, einen Schick zu machen — aber für alle stand bei ihm ein Korb parat.

III. Im Dunkeln ist gut munkeln.

Die beiden Schwestern in der Bachmatt besaßen zu ihrem Gütlein auch etwas Wald. Seitdem aber die Beiden anfangen, den Nachbarn nicht recht zu trauen, da ging besonders Bethli dem Heimwesen fleißiger nach als früher. Es streifte hie und da im Spätherbst, so lange es noch aaber war, im Walde herum, unter dem Vorwande zu lauben oder Abholz zu sammeln, in Wirklichkeit aber um aufzupassen, ob nichts Verdächtiges zu entdecken sei. Schon hie und da hatten die Schwestern munkeln gehört, wie wohlfeil zuweilen ein Trämel Holz gekauft werde, der anderen Leuten gehöre. Für manche war es ein ganz einträgliches Geschäft, in den Wäldern zu holzen, da und dort ein Buchli mitgehen zu lassen, bei

günstiger Gelegenheit etwa ein Hölzli fortzuschlitteln und daheim hinter den Studen oder im Keller zu verstecken.

Es war um den Samichlaus herum, noch lag kein Schnee, aber ein Nebel, dick wie ein Brei lagerte über dem nahen Walde. Bethli hatte vor ein paar Tagen ein Burdeli Knebel gesammelt und zusammengelegt und wollte nun dieselben holen. Es suchte und suchte, aber umsonst; es tappte immer weiter — da hörte es Artschläge, stand auf einmal stille und lauschte. Richtig die Schläge wiederholten sich und wurden immer deutlicher. „Es muß ein Holzfrevler in der Nähe sein,“ murmelte das Bethli bei sich, vorsichtig diselte es näher und entdeckte zwischen den Stämmen einen Mann, der eben daran war, ein Buchli zu fällen. „Das ist der Peter“, war Bethlis erster Gedanke, „und das ist Holz aus unserm Walde.“ Dieser Gedanke durchzuckte das Mädchen und in der ersten Aufregung wollte es zwischen den Bäumen hervorspringen und den Holzfrevler zurechtweisen — aber es besann sich eines Bessern und verhielt sich stille. Nachdem Bethli sich von der Richtigkeit seiner Beobachtung überzeugt und den Peter gesehen hatte, wie er einen Stamm zersägen wollte, schlich es leise wieder zurück, um eine Erfahrung reicher. „Ja, ja,“ sagte es sich, „im Dunkeln ist gut munkeln.“ Am Abend konnten die beiden Schwestern lange nicht einschlafen. Sie hatten über allerlei zu sinnen und zu spintisieren und über ihre Lage zu reden.

„Wir sind übel daran,“ sagte das Bethli, „je länger wir daran denken. Wir sind eben verlassene arme Tröpfli vom schwachen Geschlecht.“ Das Milli war ruhiger als seine Schwester: „Was mä nit cha myde,“ sagte es „muß mä äbä lyde.“ „Wenn wir die Leute machen lassen“, entgegnete darauf Bethli, „so stehen sie uns

noch das Bett aus der Kammer und ziehen uns noch gar die Haut über die Ohren. Dem Peter und der Chlepf traue ich immer weniger, die sind zu allem bereit — aber los, los,“ liselte es ganz leise, „hast du nichts gehört?“ „Es hat ein Felladen g'schlekt“, sagte das Milli. „Es geht doch kein Wind“, widersprach ihm das Bethli, und diselte hübschli durchs Zimmer. „Mir war es ganz bestimmt, ich habe hinter dem Hause etwas rumpeln gehört! Wir wollen Licht machen!“ Nachdem sie ein Lämpeli angezündet, schlichen die Schwestern miteinander in den Gang, öffneten so leise als möglich die Haustüre und gückelten hinaus.



„Das ist der Peter!“ war Bethlis erster Gedanken.

Der zu Bette, konnten aber die Ruhe noch lange nicht finden.

Am andern Morgen wurde im Hause gründlich Umschau gehalten. Die Fenster wurden untersucht und die Läden gemustert. Vom Dachgiebel bis in den Keller wurde Inspektion gehalten, ob alles niet- und nagelfest sei. Das Milli war noch immer der Ansicht, es habe vorige Nacht dem Bethli nur geträumt oder der Wind habe die Schwester nur erschlüpft. „Du kannst von der Sache halten, was du willst“, sagte Bethli, „ich bin nun einisch der Meinung, die ich habe, und sage dir noch einmal: Trau, schau, wem! Im Dunkeln ist gut munkeln und ich

Der Nebel hatte sich etwas verzogen, zerrissene Wolkenstreifen huschten am Monde vorbei, alles war stille und einsam, aber vom Hause her hatte sich etwas im Schatten geregt, als wäre jemand gestolpert. „Es ist nichts“ sagte das Milli, „vielleicht hat ein Fuchs gebellt.“ „Ja, ja,“ lachte die Schwester, „der Peter ist, denke ich uf em Duß. Komm Milli, wir wollen die Türe wieder verriegeln und einen festen Sparren unterstützen. — Vorsicht ist die Mutter der Weisheit.“ Die Schwestern bliesen das Licht aus und legten sich wie-

habe auch schon gedacht, es wäre nicht ohne, wenn wir einen Hund anschaffen würden.“ „Was? einen Hund?“ spottete das Mili, „wir haben genug an einer Katze im Haus und wir wollen nicht, daß die Beiden Händel bekommen. Aber weißt du was?“ bemerkte das Mili, dem's bei der Sache doch nicht ganz geheuer war, „wir könnten noch ein anderes, ganz unschuldiges Mittel anwenden. Wir wollen vor der Türe und hinter dem Hause Asche streuen, vielleicht können wir da den Füchsen duißen.“ „Du hast wahrhaftig recht,“ sagte Bethli lachend; „an so etwas hätte ich nicht gedacht. Du hast mehr Verstand als Andere. — Asche streuen! Das wäre nicht übel! Das machen wir heut' abend, wahrhaftig. Und damit wir für den Notfall etwas zur Hand haben, womit wir uns wehren können, wenn ein Schelm in's Haus will, so nehme ich das Herdpfelfa ueli zur Hand und du nimmst den Pickel.“

Gesagt, getan! Die Schwestern hatten sogar im Sinne abwechselnd Wache zu halten und lagen halb angekleidet auf dem Bette. Beim ersten besten, verdächtigen Geräusch wollten sie sich wecken und Pickel und Haueli bereit halten.

Mehrere Tage vergingen, nichts Verdächtiges zeigte sich, die Asche blieb am Morgen unversehrt. Die Schwestern wollten schon die verabredete Wache für unnötig halten — da gab einmal das Mili dem Bethli einen Stupf, daß es jäh aufwachte: „Los — los — g'hörst nit?“ — Die Beiden lauschten mit verhaltenem Atem. — Nur die Schwarzwälderuhr rasselte und schnurrte, als es zwölfi schlug. — Wieder war's still, mäusehenstill. — „Jetzt — jetzt“ lieselte das Bethli „jetzt wahrhaftig, jetzt hab ich's gehört.“ Die Beiden hatten sich im Bette aufgesetzt und lauschten. Mili wollte aufschreien, aber der Schreck lähmte seine Glieder. Bethli aber sprang mit beiden Beinen aus dem Bett und langte nach dem Herdpfelfacken, trampete dabei auf denselben, so daß der Stiel dem armen Tropf so kräftig auf die Nase, schlug daß es fürete. Das Blut spritzte auf den Boden, Bethli stolperte über die Schobelle und chlorterte durch die Stube — es rollte und polterte, als wäre im Hause ein Regiment Soldaten erwacht.

Nun war der Kriegsplan vereitelt. Mili machte schnell Licht und Bethli reinigte die glücklicherweise nur leicht verwundete Nase vom Blute. Eine Zeit lang lauschten die beiden Mädchen und als sie nichts Verdächtiges entdeckt hatten, öffneten sie leise das Stubenfenster. Nun traten sie aus der Stube in den Hausgang und

in's Freie. Alles war still und einsam ringsum. — Aber — was ist das? Ums Haus herum, besonders in der Nähe der Haustüre, da zeigten sich deutlich frische Fußspuren in der Asche. — Die List war gelungen, ein Erfolg erreicht. Ein Einbruch war versucht und rechtzeitig vereitelt worden. Im Dunkeln ist gut munkeln. Jetzt war auch Mili im Klaren. Das schwache Geschlecht war im eigenen Haus und Heim bedroht und seines Besitzes nicht mehr sicher.

Am nächsten Morgen hielten die Schwestern große Unterredung. „Nun muß Wandel geschafft werden, so kann es nicht mehr weiter gehen. Man ist des eigenen Lebens nicht mehr sicher.“ Das war der übereinstimmende Entschluß der Beiden.

„Wir wollen mit dem Bielfranz reden,“ sagte das Mili. „Was hilft uns der Bielfranz, wenn wir im eigen Hause nicht mehr sicher sind? Am besten wäre es, wenn wir das Heimeli verkaufen und uns fremd machen würden.“ „Das Heimeli verkaufen, wo wir bis jetzt in Glück und Frieden gelebt haben?“ rief Mili. „Da, wo wir jeden Baum am Weg und jedes Gräsli am Haag kennen, nein, liebe Schwester, das Heimeli verkaufen, das kann ich nicht, das würde mir das Herz abdrücken.“ „Du hast recht,“ mußte Bethli gestehen, „ich könnt' es auch nicht über mich bringen. Und was könnte ein so mageres und abgeschundenes Güttli gelten, auf dem man schier verhungern muß.“

„Aber der Franz hat es ordentlich zwägbracht seit fern,“ wagte das Mili schüchtern einzuwenden, denn es fürchtete den läzen Finger zu verbinden, wenn es der Schwester widersprach. Zu seiner Verwunderung aber blieb Bethli ganz ruhig und sagte nur: „Ich weiß dir einen Rat Schwester. Wir haben schon früher zusammengespargt und an die Missionen ein Almosen versprochen. Ich will morgen zum Pfarrer gehen, auch für die Eltern selig ein paar Messen lesen lassen und ihm das Geld aushändigen. Wir wissen ja doch nicht, wann es uns noch gestohlen wird. Dann werde ich mit dem Pfarrer reden, er ist ein Mann, auf den wir vertrauen können. Meinst du nicht auch, er wird uns gewiß einen guten Rat geben.“

Wer war glücklicher über diesen Rat als Mili? Es hoffe, daß seine Schwester dem edlen erfahrenen Priester sein Herz öffnen, seine Verlegenheit und Not klagen und vielleicht auch wegen Franz mit ihm sprechen würde. Wie sie es vorausgesagt, geschah es.

Bethli überreichte dem Pfarrer das Geld, dieser dankte für die schöne Gabe und holte zwei Büchlein aus dem Kasten. „Ein kleines Andenken für dich,“ sagte er „und eines für deine Schwester, das Wili.“ „Ihr werdet etwas Langezeit haben, seitdem die Mutter gestorben ist,“ erwiderte dann der Pfarrer. „Nun gegen die Langweile kann man sich schon wehren,“ meinte das Bethli, „wenn man brav zu arbeiten hat.“ „Nun, an Arbeit wird es nicht fehlen,“ fügte der Pfarrer bei, „wenn nur Weibzleut im Hause sind und diese oft das Schwerste selber machen müssen. Das ist schwer genug, besonders zur jetzigen Zeit.“ „Und wenn die Leute nicht mehr so gewissenhaft sind“ —

platzte das Bethli heraus, noch ganz erfüllt von dem, was den Schwestern gestern begegnet war. Jetzt hatte es den rechten Stumpfen ergriffen. Es war im

Zuge und der Herr Pfarrer mußte zuhören, bis es zu Ende ging. Daß die Ehlepf und der Peter an allem Unheil schuld waren — das hatte der Pfarrer bald heraus, er kannte die Beiden nur zu gut. Dem

Bethli wütschte auch manches heraus, das deutlich genug war. Aber

der würdige Priester hütete sich, den Argwohn der Mädchen zu nähren

und suchte sie zu beruhigen. „Man kann sich auch täuschen, besonders bei der Nacht und beim Nebel. So lange man keine sicheren Beweise hat, ist es schwierig, ein Urteil zu fällen. Das Weibervolk ist gar ungewehrigh und Leute, die es nicht gut meinen, können ihm Verlegenheit bereiten. Es wäre schon gut, wenn Jemand sich im Hause befände, der Kraft und auch Einsicht besäße, das schwache Geschlecht zu schützen.“

Der Pfarrer wußte nur zu genau, wer mit dem „Jemand“ im Hause gemeint sei, aber er wollte nicht herausrücken und das Bethli verwürgte und verworgelte schier, daß es nicht

mit der Sprache ausdrücken durfte. Endlich faßte es sein ganzes Guraschi zusammen und sagte: „Das Wili meine immer, es — das Bethli selber — solle mit dem Franz im Bielacher reden. Er habe den Mäitlenen das Heu g'wärdet. Nun war es heraus und der Pfarrer hatte leichteres Spiel. Er fing nun an, von Franz zu zellen, seinen braven, religiösen Charakter, seine Arbeitsamkeit und Nüchternheit zu rühmen und wie gut er den frühern Bauer gekannt habe. Aber eine Heirat sei eine wichtige Herzensangelegenheit und müsse gut überlegt und erwogen werden. Der hl. Geist müsse dabei helfen und der Segen des Himmels.“

So sprach der Pfarrer ernste und mahnende Worte. Nach acht bis vierzehn Tagen solle es wieder zu ihm kommen und dann seine Entscheidung aussprechen.

IV. Zagen und Zögern.

Bethli hatte seiner Schwester getreulich mitgeteilt, was beim Pfarrer ausgemacht worden war. Es sah wohl ein, daß es das Beste sei, dem Rat des Geistlichen zu folgen. „Jetzt darfst du aber nicht mehr länger warten,“ drängte das Wili „und mußt gleich mit dem Franz reden. Ja wenn's dir recht ist, so

will ich sogar selber davon etwas andeuten.“ „Nein, nein,“ wehrte Bethli ab, „nein, es preßiert mir gar nicht, ich komme immer noch früh genug, glaub's mir.“

Da kam eines Abends der Franz selber ganz unerwartet in die Bachmatt. Die Schwestern merkten gleich, daß es etwas gegeben habe und daß den Franz etwas drücke. Ohne langen Umschweif sagte er, er werde das nächste Jahr den beiden Schwestern nicht mehr aushelfen, wie früher.

Wie aus einem Munde riefen die Beiden erstaunt: „Um Gotteswillen, was hat's denn



Da zeigten sich deutlich frische Fußspuren in der Asche.

gegeben? Haben wir dich böß gemacht, oder ist dir sonst etwas über den Weg gelaufen?"

"Ihr seid mir Beide lieb und recht und ich habe nichts gegen euch, gar nichts" beteuerte Franz. "Aber ich werde nicht mehr lange auf dem Bielacher sein — ich habe das Heimeli verkauft." "Verkauft hast du das Heimeli?" staggelten die Meitli, "verkauft? Was du nicht sagst, das wird nicht sein!" "Ja, so ist es," entgegnete der Franz, "ich habe alles schon ver-schrieben und — gehe nach Amerika."

Jetzt machten die Bachmattmäitli, noch einmal so lange Gesichter, aber das Bethli sagte lachend: "Du willst mich zum Besten halten, Franz! Das glaube dir wer will, ich einmal nicht."

"Was ich sage, ist mir heiliger Ernst," beteuerte Franz. "Nach Amerika zu gehen war schon lange mein Gedanke. Ich habe es reiflich überlegt." Die Schwestern schwiegen — auch Franz machte eine lange Pause. — "Es ist mir hier verleidet" sagte er endlich wieder — und weich, fast wehmütig setzte er hinzu: "Ich habe Niemanden auf der Welt, mit dem ich Freud und Leid teilen — mit dem ich glücklich werden könnte" — — und der starke Franz strich mit der Hand über die Stirne. Lange hielt er inne, dann fuhr er fort: "du weißt Bethli, ich war einst ein armer Hösli, ein Verdingbub. Meine Eltern hab ich nie gekannt, in meiner Jugend habe ich es schlecht genug gehabt, aber e uprüglete Bueb ist wie e ugsalzi Suppe. Drum mußte ich früh dran, schaffen Tag und Nacht, bis ich zu einem Bauer kam und etwas in die Ersparniskasse legen konnte. Was ich erhauset habe, konnte ich wieder aufs Gütli legen. Vom Bielacher blieb mir nun grad so viel übrig, um nach Amerika zu gehen. — Ob mir nun das Glück in Amerika günstig ist, das kann ich nicht garantieren."

"Nein, das kannst du nicht," sagte jetzt Bethli mit Nachdruck, "im Gegenteil, es kann dir fehlen und dann bist du schlimmer dran als je. Amerika ist ein trogenes Land und ich will es dir grad heraus sagen, für Amerika bist du viel zu ehrlich. Da kannst du um Alles kommen und den letzten Bagen verlieren. Bleib daheim und nähre dich redlich. Das ist mein Rat — —."

"Ja, ja ich wüßte mir schon einen Rat," wagte jetzt Franz herauszurücken, "ich wüßte einen, und zwar einen guten, bei dem ich mein Glück machen könnte. aber — aber —" "Was aber?" sagte Bethli und wagte nicht aufzublicken. — Da

faßte der Franz aufs neue Mut: "Ja — du — du könntest mir helfen — aber — du kennst das heilige Versprechen, von dem ich nicht reden darf, nur zu gut — und ich will es halten." — — Mit diesen Worten stand der Franz auf und wollte den Hut nehmen. "B'hüt euch Gott" sagte er, reichte Bethli die Hand und wollte noch etwas sagen, aber er brachte die Worte nicht heraus.

Da erfaßte das Bethli die Hand des Biela-cherfranz, blickte ihn ernst und fest an und sagte: "Franz, ich weiß, was dir auf dem Herzen liegt und ich weiß, was du mir nicht sagen darfst, — nun — so will ich es dir sagen und dich um das anhalten, wovon du nicht mehr sprechen durftest, — um deine Hand."

Jetzt war der Bann gelöst, jeder Zweifel befreit, — Amerika vergessen. Franz ergriff Bethlis Hand und drückte sie fest — um sie festzuhalten für immer.

Nun war Franz voll Freude, der Himmel voll Basgeigen. Die Verlobten waren einig, außer Mili niemanden etwas zu sagen und die Vor- bereitungen in aller Stille zu treffen.

Die Zeit war da, wo der Tag zur Hochzeit bestimmt werden sollte, — aber Bethli zögerte damit noch immer. Inzwischen war ruchbar geworden, daß Franz den Bielacher verkaufen wolle. Auch daß er im Sinne habe, nach Amerika zu gehen, verlautete immer bestimmter und da und dort tauchte das Gerücht auf, der Franz sei mit dem Bethli in der Bachmatt versprochen.

Diese Neuigkeit machte besonders der Ehlepf viel zu schaffen. Sie gwirbete und brichtete, forschte und weibelte, daß sie keinen Augenblick Ruhe hatte. "Wißt ihr's schon," sagte sie zum Welschmargle Trini. "Was?", sagte 's Trini. "Weg'm Franz und weg'm Bethli? Sie waren schon im Pfarrhof," meldete es triumphierend. "Was du nicht sagst! Der Franz, der kein ganzes Paar Schuh hat!" "Ja, wägerli und d's Beth, das keine Geiß melchen kann! Das gibt ein vornehmes Paar." "Ha, ha", lachte das Welschmargle Trini. "Die wird den Fränzel schon in die Finger nehmen, das arm Mannndli, meinst nicht auch?" "Das Mili kann dann auch helfen, wenn die Zwei zu wenig beten mögen und fasten."

In diesem Tone ging's fort. Der Franz und die beiden Schwestern wurden durchgeheckelt und durchgestrigelt, daß kein ganzer Fetzen mehr an ihnen blieb, selbst das Regenmattli wurde nicht verschont, das Gras auf der Matte und

das Heu im Gaden, die Schafe im Stall und die Schweine am Trog, die Kälber, die der Franz hirtete und die Hühner, denen das Bethli zu fressen gab, kurz und gut, alles mußte die Prüfung bestehen — aber es sollte noch ärger kommen.

Eines Abends nach dem Hirten kam der Franz in die Bachmatt zu den beiden Schwestern. So heimlich als möglich war er vom Bielacher herabgeschlichen, um Niemanden Aergernis zu geben. Bethli war endlich entschlossen, nicht mehr zu zögern und den Tag zur Hochzeit festzusetzen. Es war Beiden darum zu tun, daß sie nicht länger in den Mäulern herumgezogen wurden. Franz ahnte nichts Schlimmes und beide Schwestern saßen beisammen im Stubli und sprachen gerade darüber, wie ihr Vermögen geordnet werden sollte, — als auf der Scheiterbeige vor dem Fenster sich etwas regte. — Es war im Spätherbst und schon ziemlich dunkel, doch hell genug, um zu bemerken, wie Jemand mit verbundenem Kopfe am Fenster hinaufstieg. Nicht lange — und es ging los mit verstellter Stimme, die Red z'verkehren und die Leute in der Bachmatt zu hänseln und zu schänzeln. Deutlich wurde das Sprüchlein verstanden:

„Die schönste Mäitli, won i weiß,
Sind ds Bethli und sind ds Mili,
Hend langi, langi Sterglebei
Und tanzt wienes Jili.“

Die Mäitli erschrocken, der Franz aber ballte die Faust und rief ziemlich deutlich, so daß man es aus dem Stubli hören konnte: „Die Föble die kommen mir grad g'legen, ich kenne die Vögel — wart nur ich will —.“

Aber Bethli trat dem Franz in den Weg, als er eben aufstehen und nach der Türe greifen wollte. — „Um Gotteswillen“ rief es, „hüb di still, um Gotteswillen, sei still sonst gibts Händel.“ Es legte die Hand auf Franz und mahnte ihn, niederzusitzen und sich still zu verhalten. „Das ist gwiß der Peter, ich kenne ihn schon,“ rief Franz. „Laß mich, Bethli, laß mich los, ich will dem Buben einmal g'hörig die Meinung sagen.“ Doch Bethli ließ den Franz nicht los, sondern entschieden befahl es ihm, „das tußt du nicht und fängst keine Händel an, das sag' ich dir, sonst ist es aus mit unserer Liebe.“ —

Indeß riegelte es wieder am Fenster und wieder krähte eine Stimme:

„E Spanne lange Mändel
„En armsdicki Frai
„Sie hend mitenandere Händel
„Chemit und wehrit hoch ai!“

Jetzt war Franz nicht mehr zu halten. Im Schwick war er zur Türe hinaus, zwei Burschen mit verbundenen Köpfen gragelten und fragelten über die Scheiter hinab, ein Teil der Beige rollte ihnen nach, aber die Nachtbuben hatten flinke Beine und schwenkten am Gaden vorbei. Franz ergriff eine Hagscheie und dreschete damit kräftig auf die Fliehenden los, ihnen nachgehend. „Jesetz Maria“ schrie plötzlich eine Stimme hinter dem Gaden. „Ich bi troffe“ —. Franz hielt inne. Die Nachtbuben hatten sich aus dem Staub gemacht, bevor sich Franz in der Dunkelheit recht zu besinnen vermochte.

Die beiden Mädchen standen an der Türe und zündeten hinaus. „Um Gotteswillen — was hast du angefangen“ rief Bethli, zitternd vor Angst. — „Er hat um Hilfe gerufen! Er ist geschlagen — vielleicht tot.“ „Ä pah“ — tröstete Franz die Mädchen, als er wieder zum Häuschen trat, „seid nur ruhig, es wird den Buben nichts geschehen.“ „Aber es hat doch Einer geschrien“ bestätigte Mili, „ja, um Hilfe geschrien,“ als die Mädchen mit Franz in die Stube traten. „Du hast gewiß ein Unglück angerichtet in deiner Täubi,“ rief Bethli noch immer ganz erregt. „Du bist gar ein gäher — ein Cholderi“, und das Weinen stand ihm nahe. „Warum haben mich die Buben gereizt?“ entgegnete Franz. „S'ist ihm recht geschehen, wenn er schon eins bekommen hat,“ wagte Mili zu entschuldigen. „So!“ rief jetzt Bethli in großer Aufregung — „steht du ihm auch noch bei? und hilfst du ihm noch! — Jetzt hab ich gnug! Ich will keinen Händelmacher zum Mann, das sage ich dir. — Morgens gehe ich zum Pfarrer, aus und fertig ist es mit dem Schick. Ich wünsche dir alles Liebe und Gute, aber meinerwegen kannst du nun nach Amerika gehen.“

So sprach Bethli, schloß die Türe und ging. — Der Franz stand da ganz vertattert, wie eine g'stochne Geiß und das Mili wußte nicht, was es sagen sollte. „Bhüt Gott“, erwiderte darauf der Franz, „es tut mir leid, daß es so gegangen ist,“ und verließ das Haus.

Am Morgen war Bethli schon früh erwacht; es hatte einen unruhigen Schlaf verlebt. Ihm träumte, von Nachtbuben und vom Uiseftige, von Haglatten und Totschlag — und als es am Morgen zum englischen Gruß läutete — und nachher klenkte, da ging ihm ein Stich durchs Herz. „Jetzt ist Jemand plötzlich gestorben, vielleicht einer von den gestrigen Nacht-

buben, vielleicht der Peter. Wem hat es geklenkt?" fragte es besorgt, „wer ist gestorben?“ „Habe nichts davon gehört," sagte das Mili, „du hast es nur gemeint, oder es hat dir sonst in den Ohren geklingelt.“ Aber das Bethli war den ganzen Morgen voll Angst und Sorgen, es war ihm grüßeli nid recht, „ich hätte nichts zu ihm sagen sollen, jetzt kommt er nicht mehr — jetzt ist alles aus!“ —

Nach dem Gottesdienste kam das Bethli zum Pfarrer und dieser fragte, ob es guten Bericht bringe. „Nicht besonders guten“ entgegnete es und die Tränen standen ihm in den Augen. Der Pfarrer

war überrascht, er glaubte das Bethli komme wegen der Hochzeit. „Wir waren so ziemlich im Reinen miteinander," fuhr es nach einigem Zögern fort, „da kam etwas Unschickliches dazwischen," — und nun erzählte es den ganzen Vorfall vom gestrigen Abend. „Jetzt ist es aus mit uns Beiden, der Franz kommt nicht mehr.“

„Ihr guten Kinder" sagte der Pfarrer ganz gemächlich, „ihr seid Beide etwas heftige Naturen, schnell im Bösbili, aber bald wieder gut. Der Zorn wird bald verrochen sein und vielleicht reut es euch schon, bevor es Abend geworden ist. Nun weiß ich erst recht, daß ihr Beide einander liebt und zu einander paßt. Der Franz kommt noch einmal und dann werdet ihr zusammengehören — für immer.“

Und wirklich, Franz kam noch einmal — und Bethli reichte ihm die Hand zur Versöhnung. Ihr Zorn war ein Feuer, das rasch aufgestammt, aber schnell wieder erloschen war — und jetzt schätzten und liebten sich die Beiden nur um so mehr.

V. Endlich vereint.

Es gibt Menschen, die einem Hunde gleichen, der an seinen Milchkarren angespannt ist. In aller Gemütsruhe wandelt der Bär seines Weges und kümmert sich weder um rechts, noch um links. Von allen Seiten aber rennen seine Kollegen daher, die Möpse und Spitze, Dachser und Pintscher, Pudel und Doggen, knurren und bellen und verführen einen Heidenlärm. Gerade die kleinsten Kröter sind die bissigsten und frechsten und treiben es am ärgsten. Geht es nicht vielfach auch so unter den Menschen? Da wollen Zwei heiraten, stehen schon im Blättli. Nun

geht der Kummel los. Die armen Leuten werden durchgenommen und durchgehechelt, daß kein ganzer Faden mehr an ihnen bleibt. Da ist er zu jung und sie zu alt, er zu arm und sie zu reich, das Mädchen ist zu häuslich und der Mann zu verschwenderisch, kurz und gut, an jedem der Beiden entdeckt man Schücheln und Fehler.

So erging es auch dem Franz und dem Bethli. Erst nachdem die Beiden gründlich durchgezogen waren und der ärgste Lärm ausgestoßt hatte, wurde es ruhig. In aller Stille beging das Paar die Hochzeit und machte

dann eine Wallfahrt nach Maria Einsiedeln. Mili mußte sie begleiten. Wie innig betete besonders das Bethli vor dem Gnadenbilde. Ein unnennbares Gefühl von Freude und Bangigkeit zugleich, ein Aufjubeln des Dankes und ängstliches Beklemmen bestürmten seine Brust. Es war der Braut, als ob das Morgenrot der Freude den Himmel durchzitterte und zugleich eine düstere Wolke die aufgehende Sonne umschattete. Was wird wohl die Zukunft bringen? Wie das Leben sich gestalten, wo Menschen sich aneinander fetten, die nun eine doppelte Pflicht, ein doppeltes Geschick, Glück oder Unglück zu teilen haben?



„Der Franz kommt noch einmal —“

Je inniger das Bethli betete und seine Blicke zur Mutter der Gnade emporrichtete, um so ruhiger wurde sein Herz, um so vertrauensvoller sein Hoffen. „Ich will mich ganz dem Willen des Höchsten übergeben, Jesus dir lebe ich, Jesus dir sterbe ich, dein will ich sein lebendig und tot, Mutter der Gnade, Mutter der Barmherzigkeit, bitte für uns Beide.“

Schöne, glückliche Tage brachen nun an, Tage stiller Freude und Zufriedenheit, gegenseitiger Liebe, treuer Anhänglichkeit. Wie vordem verrichteten die beiden Schwestern ihre gewohnte Arbeit. Ein neues Leben erblühte im Hause in der Bachmatt. Nun war Franz der Herr, aber ein Herr voll Milde und Güte, der schützend und ratend den beiden Schwestern zur Seite stand. Das Häuschen wurde nun zweg gemacht und manches Neue angeschafft und bald sah es viel wohnlicher aus im Hause und ringsum. Kein Holzfrevler zeigte sich im Walde, kein Heu wurde an unerlaubten Stellen abgeischelt, kaum wäre es nötig gewesen, den Kiegel an der Türe zu schließen. War die Arbeit des Tages zu Ende, so betete Franz mit den Schwestern den Rosenkranz. Andächtig wurde der Sonntag zugebracht, der Nachmittagsgottesdienst besucht, oder ein erbauliches Buch gelesen. Hie und da machten die Drei zur Kurzweil ein Spiel, selten geschah es, daß Jemand sie besuchte.

Im Herbst schon hatte es geheißt, daß der Haldenbauer sein Vieh zu verkaufen gedente. Der Vater sei gliedsüchtig und möge nicht mehr z'Alp, dem Sohne aber sei das Bauern verleidet. Er wolle lieber in's Dorf ziehen, wo ihm eine einträgliche Stelle in Aussicht stehe — sagte die Ehlepf. Die Leute aber behaupteten, der Konkurs habe dem Bauer gedroht. Eine Stelle bekam der Peter auch, indem er für seinen Waldfrevl und verschiedene Lumpenstreiche für einige Zeit im großen Hause Behausung erhielt und am Karren ziehen mußte.

Von Amerika hatte der Franz, seitdem er verheiratet, war nichts mehr gesagt. Das Bethli hatte ihm die Grillen aus dem Kopfe geschlagen. Franz sparte jeden Bazen zusammen, ging nie in's Wirtshaus und machte keine Auslagen, als höchstens für den Tabak, den er rauchte und das war keiter vom vornehmeren und im Sommer besonders commod, die Bremsen zu verschrecken.

So vergingen die Tage unter sichtbarem Glück und Gottes Segen und zudem sollte den jungen Eheleuten in kurzer Zeit eine besondere Freude bevorstehen. Doch über dem hellsten

Sonnenschein kam sich unerwartet eine finstere Wolke lagern, die schönste Freude in den größten Schmerz verwandeln. — —

Eines Morgens vor Betläuten schellte es beim Dokter ungewöhnlich hastig und kräftig an der Hausglocke. Es war der Franz, der noch im Gadenhemd an der Haustüre stand und der Magd am Fenster zurief: „Das Bethli in der Bachmatt ist schwer krank, der Dokter solle gleitig kommen.“ Der Dokter folgte dem Rufe und erkannte sofort die große Gefahr. Nachdem er die nötigen Vorbereitungen getroffen hatte, suchte er die Kranke zu beruhigen, diese aber verlangte mit leiser, schwacher Stimme nach dem Priester.

In der Bachmatt war alles voll Aufregung und Verwirrung. Ein paar Weiber hasteten und jasteten im Hause herum. Treppe auf, Treppe ab ging alles durcheinander, man jauselte und jammerte, Alle wollten helfen, Alle raten; die Einen suchten nach der Verwahrnustig, die Andern nach der Sterbekerze. Diese riefen nach Tüchern und Binden, die Andern nach Kissen und Decken.

Franz hatte kaum Zeit gehabt, das Hirtshemd auszuziehen, so war er schon wieder auf dem Wege. Die Glocke im Pfarrhaus gellte, daß es weithin schallte. Ein paar Augenblicke und der greise Pfarrer durchschritt in hastiger Eile das Dorf, der Bachmatt zu, er trug den Heiland der Welten in zitternder Hand zur Wegzehrung für's Bethli, — zum letzten Gang.

Als der Pfarrer in's Zimmer trat, da erkannte der erfahrene Priester sofort, daß Bethli nur wenige Augenblicke mehr zu leben habe. Kaum vermochte die Sterbende noch einige Worte zu lispeln, nur mit Mühe die hl. Wegzehrung und die letzten Tröstungen zu empfangen, da schlummerte sie leise hinüber in ein besseres Leben. —

Als der greise Pfarrer tieferschüttet aus dem Zimmer trat, da konnte der arme Franz nur mühsam das laute Schluchzen unterdrücken. Willi wußte im Jammer kaum was es tat und die Umstehenden beteten und weinten. Da ertönte das zarte Stimmchen eines weinenden Kindes aus der Kammer, — zwischen Wiege und Grab. — —

Trauer und Wehklagen herrschten im Hause; wie sinnlos ging Franz den Leuten aus dem Wege und wagte nicht, aufzublicken. So plötzlich und wuchtig war das Unglück über den Mann gekommen, daß es ihn niederschmetterte und er ihm

beinahe erlag. Mili war etwas gefasster, es widmete alle Sorge dem Kinde, seinem Gottli und betete oft und lange am Grabe der Mutter.

Seit dem Tode seiner Frau war Franz ein Anderer geworden. An die Stelle rastloser Arbeit und Regsamkeit war eine gewisse Schlassheit und Gleichgültigkeit getreten. Er fühlte sich vereinsamt, verlassen. Am liebsten ging er im einsamen Walde umher, zu Hause war er wortkarg, bei der Arbeit zerstreut. Er hatte Langezeit, ein gewisses Heimweh und Verlangen nach Abwechslung in seiner Lage.

So lange Franz verheiratet war, hatte er nie eine Wirtschaft besucht. Jetzt ging er, wenn auch selten dahin. Die Unterhaltung erleichterte sein düsteres Gemüt. Es fing an langsam aufzutauen und wieder mit den Leuten zu sprechen.

„Du mußt mehr unter die Leute gehen“ sagte eines Tages der Wildimelf zu Franz.

„Du sitzt zu viel beim Weibervolk und mußt mehr Beschäftigung haben. Du solltest etwa ein G'schäftle anfangen, wo du dich mehr roden würdest. So versurest du ganz auf deinem magern Heimeli. Ich wüßte dir einen Schick, einen famosen Schick und etwas ganz Passendes für dich.“ Franz schwieg. Der Wildimelf aber fuhr fort, es sei irgendwo in der Nachbargemeinde ein Heimeli feil, das wäre etwas für ihn, ein famoses Geschäftli. Franz schaute den Melf mißtrauisch an. „Gerade jetzt wäre die beste Gelegenheit, das Land wohlfeil zu bekommen.“ — Franz wurde immer nachdenklicher. „Ist Land dabei?“ fragte er den Melf. „Freilich, ein schöner Plätz Land,“ bestätigte Melf „und eine Wirtschaft, eine famose.“ „Aber das vermöchte ich nicht,“ wendete Franz ein, „das wäre mir zu teuer.“ „Gar nicht so teuer und unter den günstigsten Bedingungen zu haben“ und Melf zählte einige derselben auf. Da meinte Franz,

er wolle sich die Sache überlegen. Der Wildimelf aber riet ihm, sich nicht lange zu besinnen, sonst könnte ihm der Schick entgehen, ein guter Schick, ein famoser. „Zuerst will ich noch mit der Schwägerin reden,“ und so trennten sie sich.

Am andern Abend nach dem Rosenkranz fing Franz an, dem Mili zu berichten, wie er die Pflicht habe, für sein Kind zu sorgen, daß er auf dem Heimeli aber nichts herauschlage und er kaum z'trapen vermöge. Es wäre doch besser, wenn er das Land verkaufen könnte. „Seit Bethlis Tod“ entgegnete Mili, „ist es mir gleich, wo ich wohne, es ist mir alles verleidet. Aber vom Gottli gehe ich nicht, das ist mir zu lieb.“

„Du brauchst ja nicht fortzuziehen“ sagte Franz „und kannst ja beim Gottli bleiben, wenn wir auch fortziehen. So bekommst du es schöner und besser als jetzt.“ Mili aber meinte, mit dem Besserbekommen, da sei es noch eine Frage, aber Franz drängte mit Zureden und Zusprechen, bis dieses die Einwilligung gab, beim Kinde zu bleiben, und mit ihm fortzuziehen. Den Anteil am Heimeli aber, den wolle es nicht verkaufen „denn wer weiß,“ sagte es, „am Ende bin ich noch einmal froh, daß ich wieder in meine alte Wohnung



Da standen die Beiden an einem Grabe stille.

„Da standen die Beiden an einem Grabe stille. einziehen kann.“

So wurde nach langem Widerstreben die Sache ausgemacht, die Wirtschaft gekauft, und der Wildimelf konnte nicht genug rühmen, welch guten Schick der Franz gemacht habe.

Einstweilen sollte das Heimeli in der Bachmatt verlehnt werden. Mili aber hielt sich ausdrücklich das Recht einer Behausung vor, wenn es ihm einfallen sollte in's alte Heim zurückzukehren.

Nun wurde Franz Wirt, hatte Knechte und Mägde im Hause und Arbeit in Hülle und Fülle. Im Anfange ging Alles sehr gut und Franz hoffte in kurzer Zeit ein gemachter Mann

zu sein. Mili aber wollte vom Wirten nichts wissen, wohnte in der obern Stube bei seinem Gottli und war die besorgteste Kindsmagd. Nach einiger Zeit kam ein anderer Wirt in's Dorf, dieser machte die alten Kunden abwendig und es ging, wie es in tausend Fällen zu gehen pflegt, Franz geriet in Schulden — zuletzt sah er sich genötigt, das Vermögen seines eigenen Kindes einzusetzen. Immer tiefer geriet er in die Schulden hinein. Er kam einem Juden in die Hände, da tauchte im Herzen des unglücklichen Mannes der Gedanke an Amerika wieder auf und eines Morgens — war Franz verschwunden.

* * *

An einem schönen Herbsttage ging eine Frau mit einem kleinen Mädchen, dem Heimen in der Bachmatt zu. Der Weg führte am Friedhof vorbei, da standen die Beiden an einem Grabe stille und andächtig tauchte die Frau mit dem Buchszweiglein in's Weihwasserkesseli. „Da unne lyt ds Muetterli“, sagte die Frau, — unser Mili aus der Bachmatt. Das Kind schaute die Gotte mit großen Augen an, dann faltete es die kleinen Händchen und betete andächtig das Vater unser und den englischen Gruß, jetzt noch ein Vater unser für den Vater in der Fremde.

„Gottlob“, sagte Mili, als es eine halbe Stunde später in die wohlbekannten Räume einzog. Auch dem Gottli gefiel es ganz gut in der Bachmatt, wo es in Feld und Wald herum-springen konnte, und zum Friedhof war es auch nicht weit, um hie und da am Grabe beten zu können, wo seine Mutter ruhte.

Zu Ostern war das Mädchen sieben Jahre

alt geworden und mußte nun die Schule besuchen. Mili erlebte die Freude, daß das Gottli fleißig lernte und eines unter den Ersten in der Klasse war.

Eines Tages kam der Gemeindepräsident in die Bachmatt und Mili erschrak nicht wenig, als der ungewohnte Besuch in die Stube trat. „Ich habe eine Neuigkeit und Bericht vom Schwager“, sagte er nach einigen einleitenden Worten. „Er hat aber nicht selber geschrieben“, fuhr der Präsident fort, „es ist ein Schreiben da von einem Spitalpfarrer.“ — Jetzt wußte Mili genug. — „Franz ist gestorben!“ rief es voll Aufregung. „So ist es“ jagte der Angeredete, „aber ich will euch den Brief vorlesen, er ist an den Gemeinderat gerichtet.“

Vor einigen Jahren lebte in Amerika ein Farmer, ein Schweizer. Durch Spekulation und günstigen Verkauf seines Landes erwarb er sich ein nicht unbedeutendes Vermögen und wollte mit demselben nach Europa zurückkehren. Auf der Reise erkrankte der Mann an einer Lungen-entzündung und starb im hiesigen Spital. Der Sterbende beauftragte mich, nach der Schweiz an die dortige Heimatgemeinde zu schreiben, wo er wahrscheinlich noch eine Tochter und An-verwandte besitze. Ich bin ersucht, dort Anzeige zu machen und die Vermögensverhältnisse zu ordnen. Das Geld ist einer Bank in X angelegt.“

Das war die unerwartete, aber inhaltsschwere Mitteilung. — — „Nun sind die Beiden vereint“ sagte Mili, „vereint auf ewig! Für das Kind ist nun gesorgt — und auch für mich. Der liebe Gott lenkt und leitet Alles zum Besten. Er ist für Alle voll Liebe besorgt — auch für das schwache Geschlecht!“

Der Segen unserer lieben Frau.

Legende.

Der Vater lag im Sterben. —

Agatha, die junge Mutter, kniete am Lager des Gatten. Ihre bebende Hand hielt die Rechte des Sterbenden umschlossen, ihr Anlitz war in die Kissen gesunken.

Ein Sonnenstrahl fiel in die Kammer. Er brach sich in den runden Scheiben und zeichnete grüne und gelbe Kringel auf das Krüglein und die Gläser, die auf der Truhe standen und ins blonde Gelock eines Knaben, der nebenan am Boden spielte.

Drüben in der dunklen Ecke der Kammer brannte unter einem holzgeschnitzten Bilde unserer lb. Frau ein Lämpchen. Der flackernde Lichtschein huschte über das goldgesäumte Kleid der Him-melskönigin und warf einen verflärenden Schimmer über ihr Anlitz.

Langsam gingen die brechenden Blicke des Sterbenden hinüber und herüber, — dem Lichte nach, — von dem sonnenbeschiedenen Vorkenköpfchen seines Knaben zum Bilde der Gottesmutter.